

Hans
Blumenberg

Goethe zum
Beispiel

Suhrkamp

SV

Hans Blumenberg
Goethe zum Beispiel

In Verbindung mit
Manfred Sommer
herausgegeben vom
Hans Blumenberg-Archiv

Suhrkamp

Dieser Band ist textidentisch mit der Erstausgabe, die 1999 im Insel Verlag
Frankfurt am Main und Leipzig erschien.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Erste Auflage 2014

© dieser Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2014

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie,
Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Books on Demand, Norderstedt

Umschlag: Hermann Michels und Regina Göllner

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-58624-2

Inhalt

Werther – ein Opfertod?	7
Wolfs Tod	10
Das Hohelied der Rezeption	16
Angesichts eines überlebenden Vaters	18
»Mon Faust« in Erfurt	21
Die Schneebrücke	39
Goethejahr 1932	41
Wirkungen	43
Eckermann liest in der Bibel	46
»Geheimnisse des reifen Lebens« – ein Goetheanum	51
Das Alter	53
In Venedig: Goethe und Fontane	54
Am Rheinfall von Schaffhausen	59
In der Altersfreundschaft Goethes mit Zelter ...	61
Die Versteifung	63
Goethes Horizont: Welterfahrung auf dem Meer	67
Das unerlebbare Letzte	70
Die Umwelt von Palermo	72
Santa Maria della Minerva	76
Parität des Vergessens	79
Zeitgeist	81
Goethe, zum Beispiel	83
Unseliger Faustvergleich	85
Lichtenberg gegen den »Werther«	86
Das Paradox des letzten Wortes Jesu	88
Kein Tod am Lake Mohonk – Ein anderes Nachspiel Goethes	89
Selbstentmythisierung	92
Fontanes Fausttelegramm	95
Heine in Konkurrenz mit Goethes Italienreise: der beschriebene Eidechs	98
Letzte Worte Wielands	101
Goethes Sterblichkeit	103
Abneigung gegen die Philosophie ...	107
Wollte er noch Ulriken <i>Menschenbildner</i> werden?	109
Beispiele für den Aufstand gegen den Willen	110
<i>Ein Geschlecht das mir gleich sey</i>	112

Wenn von Goethes vermeintlichen ›Erfolgen‹ ...	139
Langeweile bei Goethe	147
Gelübde auf dem Rückzug	153
Die Vorfrage	160
An der Quelle der Farbenlehre	164
Langeweile in Pempelfort: Paradox und Realismus	172
›Existenz‹ und ›Papier‹	177
Faustisches, unfaustisch	180
Ins Meer strömende Lava	187
Eine Korrektur der Schöpfungskorrekturlegende Alfons des Weisen	191
Goethes Erniedrigung	196
Die Zumutungen des Zeitgeistes	199
Ergötzen und zu schaffen machen	204
›Fauste‹ zu schreiben ist immer schwieriger geworden	205
Höllenerbot für Fauste	206
Voltaire dürfte den »Faust« nicht verstanden haben	208
Auch ihn einmal weinen gesehen	210
Als letzten der zwischen Goethe und Zelter gewechselten Briefe ...	212
Unerwartete Verifikation	213
Die Frisuren des Zeitgeistes	216
Zuerst Unendlichkeit, dann Klarheit	218
Wozu noch dieses und jenes, dieser und jene?	221
Der <i>große Menschenverbraucher</i>	236
Editorische Notiz	239
Anmerkungen	240

Werther – ein Opfertod?

Goethes Werther ist ein verhinderter Heiland. Er möchte nicht nur als der ekstatische Pathetiker sterben, der schon vor seinem letalen Dilemma mit dem Todeswunsch Umgang gehabt hatte und seinen Ausstieg aus der Welt der bürgerlichen Niedrigkeiten und der adligen Überheblichkeiten über die homergetönte Natur hinaus zum Äußersten treibt. In der Ausweglosigkeit des Dreiecks Lotte, Albert, Werther, aus dem einer ausscheiden muß, damit der Bleibende Lotte glücklich machen kann, will er es sein, um es nicht sein zu müssen, da der Rivale seine Legitimität aufzugeben nicht einmal denkt.

So kommt es zu der lakonischen Mitteilung: *Um zwölfte Mittags starb er*. Das liest sich nicht, als hätte Goethe etwas riskiert. Nicht als wenn er gesagt hätte: Um die neunte Stunde. Dennoch es war gerade *die* Stunde, denn es versteht sich, daß Goethe wußte, daß die biblischen Stunden vom Sonnenaufgang zum Sonnenuntergang gezählt wurden und Markus (15,25) den Beginn der Kreuzesagonie auf die dritte Stunde ansetzt.

Goethe konnte hier die Analogie, ohne blasphemisch zu werden, nicht zu eng anziehen, denn er hatte schon in Werthers Brief vom 15. November, dem Religionsbrief, in dem er ihn die Ausnahme der religiösen Unbedürftigkeit für sich beanspruchen läßt – die Religion zu ehren, aber nicht zu brauchen, weil er dem Sohne nicht vom Vater gegeben, sondern von diesem zurückbehalten sei –, dem Helden das Recht der *unaufhaltsam hinabstürzenden Creatur* gegeben, den verzweifelten Schrei des Sterbenden am Kreuz auszustoßen: *Mein Gott! Mein Gott! warum hast du mich verlassen?* Sollte er, wie Werther den Brief schließt, sich des Ausdrucks schämen und vor dem Augenblick bangen, *da ihm der nicht entgieng, der die Himmel zusammenrollt wie ein Tuch*. Goethe hat das extreme Kreuzeswort zusammengezogen mit dem extremen Ausdruck der Apokalypse des Johannes für die Machtat des Weltendes. Wenn er das authentische »Buch« ersetzt (auch in der zweiten Fassung des »Werther«) durch ein »Tuch«, mag dies ein Gedächtnisfehler sein oder eine Vermeidung der Unverständlichkeit für manchen zeitgenössischen Leser, wie denn ein Buch zusammengerollt werden könne – jedenfalls keines von der Art, wie Werther den Homer in der Tasche bei sich trug.

Jedenfalls beruft sich Werther für seinen herankommenden Tod auf ein

Ausnahmerecht, wie nicht anders der sterbende Gott der Welt ein Verstoß gegen die gängigste Eigenschaft aller Götter, die Unsterblichkeit, gewesen war. Im Abschiedsbrief an Lotte – rechtzeitig genug begonnen, um nicht die Situation noch des letzten Abends reflektieren zu müssen – ist der Tod nicht der letzte Schritt des Weltausstiegs, sondern ein auf das Verhältnis dieser drei allein bezogener Entschluß: *Es ist beschlossen, Lotte, ich will sterben . . .* Das zu wiederholen, ist ihm nicht genug. Seine Entscheidung ist die angesichts der Unausweichlichkeit, der oft erwogenen Lösung durch Mord – Albert oder Lotte! – durch den Selbstmord auszuweichen. Mehr noch: sich für Lotte zu opfern: *Es ist nicht Verzweiflung, es ist Gewißheit, daß ich ausgetragen habe, und daß ich mich opfere für dich . . .*¹ Keine Bedenken, diese Opferlast der geliebten Frau ausdrücklich aufzuerlegen. Was sind das für Heilande, die den Überlebenden ihr unlösbares Dilemma als Verschuldung an sie hinterlassen! Sogar an den ›Begünstigten‹ seines Ausscheidens aus der Rivalität, an Albert, schreibt Werther in der letzten Nacht: *O daß ihr glücklich wäret durch meinen Tod!*² Und das nach dem letzten Abend mit Lotte, nach der kaum gescheiterten Verführung mit den Dunkelheiten Ossians. Und als er schließlich die von Lotte entstaubten und dem Boten gereichten Pistolen geküßt, Albert bekannt hat, er habe den Frieden seines Hauses gestört, ist es im umgeschriebenen Monolog zum Irrealis geworden, er hätte wirklich das Opfer für Lotte gebracht: *Daß ich des Glücks hätte teilhaftig werden können! für dich zu sterben, Lotte, für dich mich hinzugeben.*³ Es dämmert ihm noch, daß er keinen Opfertod sterben wird und es Phrase war, davon zu sprechen, entblößt durch die Zügellosigkeit des ihm nicht gewährten, des Lotte geraubten Abends. Daher ist der Verzicht ein doppelter: darauf, Lotte zu besitzen, und darauf, ihrer Zukunft ein Glück ohne das Verhängnis dieser Erinnerung zu lassen. Er hat die Erlösung zerstört, die sein Tod ihr hätte bringen sollen; seine letzten Stunden haben es ihm widerlegt: *. . . aber ach das ward nur wenig Edlen gegeben, ihr Blut für die Ihrigen zu vergießen, und durch ihren Tod ein neues hundertzältiges Leben ihren Freunden anzufachen.* Wenn es zwölf schlägt, schießt Werther; wenn es zwölf Mittag wird,

1 Johann Wolfgang Goethe, Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche, ed. Ernst Beutler. Zürich 1953, Band IV 361.

2 A. a. O. 378.

3 A. a. O. 380.

stirbt er. Es ist kein triumphierender Satz aus den Beständen der Aufklärung, wenn die Dichtung mit den Worten schließt: *Kein Geistlicher hat ihn begleitet*. Er war nicht den Tod gestorben, der es hatte sein sollen.

Wolfs Tod

Abgrenzungen und Übergänge zwischen Klassik und Romantik sind oft unscharf, häufiger aus so heterogenen Quellen bestimmt, daß Vergleichbarkeiten fehlen. Nur ein Erbstück der Vergangenheit, das größte, ist Klassik und Romantik gemeinsam, dieser aber in eigentümlicher Weise für eine ihrer liebsten Ideen exemplarisch geworden: für die der kollektiven Urheberschaft.

Es ist deshalb ein gründendes Ereignis für die Romantik, als Friedrich August Wolf 1796 seine »Prolegomena« zur beabsichtigten Ausgabe des Homer veröffentlicht. Sie enthalten die Preisgabe der Einheit des blinden Dichters und Sängers beider Epen am Anfang der Weltliteratur. Die gewaltige Einheit der beiden Urgesänge der europäischen Menschheit erweist sich als späte und vordergründige Redaktion uneinheitlicher und ungleichaltriger Stoffmassen.

Wolfs Zerstörung der Einheit des Homer war für die mit und aus der Idee des Genies herangewachsenen Größen der deutschen Klassik eine harte und nie ganz hingenommene Zumutung. Die Romantik, in der Nachfolge Herders, sah darin die Möglichkeit, ganze Nationen an ihren literarischen Werken dichten und wirken zu sehen, genauerer Ausdruck der Volks- und Völkerseelen, als ihn ein einzelner jemals hätte finden können.

Friedrich August Wolf geht durch diese Zeit als einer, dem keiner seine Tat dankt, dem alle den geheimen Ingrim eines Werkes der Zerstörung zutrauen, zu dessen Bestreitung ihnen aber die einzigartige Kompetenz dieses ersten der großen Philologen des 19. Jahrhunderts fehlt. Hinter seinem Rücken heißt er Isegrim, und er fehlt bei den bösen Kontroversen und gelehrten Streitigkeiten seiner Zeit weder an der Front noch bei den hinteren Diensten, vor allem wenn es um den wahren Verbreiter des Homer Johann Heinrich Voß geht, der die Liebe, wenn auch nicht die sprachliche Kongenialität zu den beiden großen Epen verkörpert.

Auch Goethe hat Wolf nicht geliebt, ihm aber allen Respekt erwiesen, zumal seinem einsamen und fernen Tod. Das wäre nur ein Schlußkapitel zu einem der vielen Bücher über »Goethe und ...« – diesmal: »Goethe und Wolf« –, wenn nicht die Besonderheit dieses Todes Goethe auch in besonderer Weise affiziert und zum Ausdruck des ihm Eigenen, ja nicht nur zum Ausdruck, sondern zur ahnenden Erfassung, Anlaß gegeben hätte.

Wolf starb am 8. August 1824 in Marseille, wo er Heilung von seinem Lungenleiden gesucht hatte. Die Reise hatte ihn über Weimar geführt, und Goethe hatte daher Kenntnis von den eigentümlichen Absichten und Ansichten, die das Ziel dieser Reise bestimmten. Im März 1825 beauftragte Goethe seinen Sekretär Christian Schuchardt, Nachforschungen über Wolfs Reiseweg und über sein Ende anzustellen und dazu dessen letzten Diener Knittel auszuforschen. Über den Zustand Wolfs bei der Abfahrt aus Weimar belehrt Goethes Brief an Zelter vom 28. April 1824; über den unleidlichen Eindruck seiner Gegenwart schweigt Goethe, wie sonst gern über Unleidliches. Aber im Konzept des Briefes hatte gestanden: *Er, höchst unerfreulich in Gegenwart, erschien uns doch beim Abschied ein Gegenstand des Bedauerns; am Körper beinahe hinfällig und vom Geist nicht viel mehr übrig als ein bereites Gedächtnis, besonders alter, eigensüchtiger Begebenheiten. Im höchsten Flor stand aber noch die Widersprechungslust . . .* Das ist ein Merkposten an den alten Verdacht, Wolf habe seine Profession vorwiegend unter dem Antrieb versehen, dem Gängigen und Unzweifelhaften zu widersprechen, also auch in der Frage der Uneinheit des Homer. Doch bei diesem letzten Abschied wiegt bei Goethe die Ahnung vor, es werde der letzte sein: *Ich begreife nicht, wie er weit kommen will; doch das gibt sich bei einer tollen Unternehmungsweise.*¹ Das also war der Terminus a quo, von dem Goethe die Verbindung zu den letzten Dingen des so schwer erträglichen Mannes suchte, ohne noch anderes vermuten zu können, als daß auch dieses Ende reiner Widerspruch zu allem sein würde, was er selbst für die Art und Weise des Endes für den Menschen bevorzugte.

Über dieses Ende Wolfs liegt ein Brief seines letzten Arztes, des Doktor Segaud in Marseille, vor Goethe, den er der Kompetenz halber dem Weimarer Kollegen Froriep zugänglich machen will, um die Dinge besser zu verstehen. Er fertigt eine eigene deutsche Übersetzung an, nicht weil er dem Befragten die Kenntnis des Französischen nicht zutraute, sondern weil der Brief so unleserlich geschrieben war, daß eine Abschrift durch seinen Sekretär ihm nicht möglich, das Verfahren eines Diktats, das eben nur in deutscher Sprache erfolgen konnte, daher einfacher zu sein schien. Man darf also nicht zu viel hineinlegen in den Sachverhalt, daß Goethe sich die Mühe genommen hatte, den

1 Friedrich August Wolf. Ein Leben in Briefen. Stuttgart 1935, Band III 253.

medizinischen Befund zu übersetzen und dadurch in den Bestand seiner eigenen Lebenszeugnisse, ja seiner Werke aufzunehmen.

Der Brief des Doktor Segaud in Marseille ist datiert auf den 31. August 1824 und antwortet auf einen Brief Goethes vom 24. April 1824, der also nur Anfrage nach dem Gesundheitszustand des noch lebenden Wolf gewesen sein kann. Hätte der todesscheue Goethe auch angefragt, wenn er gewußt hätte, daß die Antwort des Arztes nur noch die Beschreibung von Tod und Todesart sein würde?

Wolf gehörte zu denen, die zu genau Bescheid wissen, um sich selbst schonen zu können. Dem Bericht des Arztes zufolge war Wolfs Allgemeinzustand durch eine eigenwillige Diät und durch voreilige Bäder im Meer, vor allem aber durch Verkennung der Qualität des Trinkwassers und seiner Eignung zum ungekochten Genuß, der eine Darminfektion bewirkt hatte, verschlimmert worden. Da das Darmleiden Wolf an die Kräfte ging, veranlaßte es den Arzt zu einer gehörigen Dosis Opium. Die geradezu antikische Wirkung dieser Therapie schildert der Bericht (in der Übersetzung Goethes) so: *Nun war er so verwundert über die glückliche und schnelle Wirkung dieses Mittels, daß er mich am nächsten Morgen mit dem Ausruf empfing: Nicht ein Arzt seid Ihr, Ihr seid ein Gott! Das Siegel habt Ihr auf meine Eingeweide gelegt und mir eine göttliche Nacht verschafft.* Auch wenn man voraussetzen muß, daß sich der deutsche Philologe Wolf seinen Arzt in Marseille sorgfältig ausgesucht und dabei auch auf klassische Bildung geachtet haben könnte, ist das Erstaunen zu erfassen, mit dem dieser die Lust an der antiken Formel zu spüren bekam und sich in der Rolle der morgendlichen Theophanie sah: *Monsieur, vous n'êtes pas un médecin, vous êtes un dieu ...* Es war der leichte, wenn nicht leichtfertige Gebrauch des Namens Gottes mit dem unbestimmten Artikel, der Goethe aus diesem Bericht vertraut entgegengrat. So sprach man im neuen Jahrhundert schon nicht mehr, das war die Sprache des Überschwangs von Sturm und Drang. Goethe selbst war oft genug ein Gott gewesen.

Um so härter diese Formel im Kontext eines Berichts, der trotz des Gottes dennoch mit dem Tod dessen endete, dem *une nuit divine* verschafft worden war.

Und dann ist an diesem Tod in Marseille für Goethe noch etwas anderes unübersehbar geworden: Der Tod eines Menschen konnte die Konsequenz seines Lebens sein und schien gerade darin das Ge-

waltsame gegenüber diesem Leben verloren zu haben – auch wenn der Grundzug dieses Lebens Gewaltsamkeit gegen sich selbst stets und ständig gewesen war. Man wird zumindest aus dem Bericht des Arztes entnehmen müssen, daß Wolf an seinem Widerspruchsgeist zugrunde ging. Sofort nach der als wunderbar empfundenen Heilung der Darminfektion geht er wieder zur Mißachtung der ärztlichen Vorschriften über, ergibt sich vor allem der seltsamen Ernährung nach eigener Rezeptur, den kalten Bädern und Getränken, woraufhin die Kombination zwischen einem Durchfall und einem Lungenkatarrh seinen Tagen ihr Ende bereitete. Ohne Genugtuung, ohne Rechthaberei sieht Goethe den seltsamen Mann an seinem störrischen Sinn, seiner Lust zum Widerspruch enden. Diese Art von Geist hatte Goethe so sehr gefürchtet, daß er ihn einmal mit dem Datum seines Geburtstages betrog, um ihn zu vorheriger Abreise zu zwingen, da er sonst erwarten zu müssen glaubte, wie Goethe mit kaum humorigem Ingrimme betont, da ihm diese Sache nicht ganz unwichtig war, Wolf würde an dem betreffenden Tage das Faktum der Geburt Goethes leugnen. Dabei war es die Art von ›kritischer‹ Philologie, die seit Pierre Bayle dabei war, die meisten überlieferten Fakten und Daten aus der Welt zu schaffen, die ihren Anteil an diesem widrigen Charakterbild hatte. Goethe war nicht der Mann solcher Tricks, und es muß ihn die Anwesenheit Wolfs in Tennstädt zu seinem Geburtstag schon sehr irritiert haben, daß er zum Verzweiflungsmittel der List griff. Diese Lebensformen waren zu konträr, als daß sie sich an einem herausgehobenen Lebenstag hätten ertragen lassen.

Die Bedeutung des ärztlichen Berichts aus Marseille für Goethe besteht unter dem Aspekt der gewesenen Widerwärtigkeiten gerade darin, ihm sichtbar zu machen und ihn respektieren zu lassen, daß dieses fremdartige Leben dennoch aus *einem* Guß war. Goethe beeindruckt, was ihm doch nur aus zweiter Hand als der Eindruck der Furchtlosigkeit dieses Todes auf den fernen Arzt zugänglich war, der ihm da von Wolf schrieb: *er bezeigte mir viele Freundschaft, schien gefühlvoll bey meinen Reden und sagte, er fürchte den Todt nicht, er sey ein Mensch und wisse, das sey das Schicksal der Menschen; seine Schmerzen ertrug er mit Ruhe und schien zu sagen: Schmerz, du bist nicht Schmerz . . .* Es war ein Stoiker, der die ihm vertrauten Formeln fand, die ihm mehr als Worte geworden waren, aus denen er leben und sterben konnte. Der Arzt tat für Wolf, was ein Jahrzehnt später die

Schwiegertochter Ottilie für Goethe tun wird: *Il a expiré sans efforts et dans mes bras* ... Nur war bei Wolf ganz Anstrengung der geistigen Selbstformung, die diesen Tod möglich machte, während es bei Goethe ganz Einwilligung in die Natur sein wird, die seinen letzten Augenblick und dessen Sanftheit bestimmt.

Der französische Arzt ist tief beeindruckt, daß einer so sterben konnte, und er hat erfahren, was man für sich gewinnen muß: *Ich schätzte mich glücklich, einen Gelahrten mit solcher Würde sterben zu sehen, und so wünscht ich auch zu sterben.*²

Aus den Tagebüchern des Kanzlers Friedrich von Müller wissen wir, wie Goethe ihm am 3. April 1824, also noch vor Wolfs letztem Besuch in Weimar, diesen in seinen Schrecken als den Gegentyp beschrieben hatte, der ihm so verquer lag: *Dieser Freund ist, äußerte Er, oft der unleidlichste aller Sterblichen durch sein ewiges Negieren; deshalb bin ich so oft mit ihm zerfallen. Wenn er kommt, ist es, als ob ein beißender Hund, ein reißendes Ungetüm ins Haus träte.* Nun meinte Goethe, er selbst könne auch bestialisch sein und verstehe sich darauf, obwohl es ihm verdrießlich sei, diese rauhe Seite herauskehren zu müssen. Wolf tat es mit Lust, und er tat es ohne Rücksicht darauf, daß er auch sich selbst widersprach: *Oft hatte ich etwas von ihm gelernt; wenn ich es nach zwei Tagen wieder vorbrachte, behandelte er es wie die größte Absurdität.* Sich selbst, nicht nur anderen, zu widersprechen, war auch die Formel für Wolfs Tod: Er widerrief sich. Und eben dies war es, was Goethe am wenigsten gekonnt hätte. An jene Charakteristik gegenüber Friedrich von Müller schloß sich die Anekdote vom Geburtstagsbetrug an. Goethe ließ ihn dadurch am 27. August aus Tennstädt abreisen.³

Es ist erstaunlich, in welchem Maße Wolf alles verkörpert, was gegen Goethes Natur und gegen sein Verhältnis zur Natur ging. Die ganze Geschichte der Gewaltsamkeit gegen das eigene Leben, die den Patienten Wolf in Marseille nach dem Bericht seines Arztes deformiert erscheinen läßt, gab für Goethe eine Gegenfigur des Selbstvergleichs ab, in den einzudringen bedeuten würde, das Geheimnis einer Freundschaft zu erkennen, die eine solche gar nicht hätte werden können ohne

2 A. a. O. III 254 f.

3 Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller, 3. April 1824. Stuttgart 1898, 146. Dazu Goethes Brief an Zelter aus Tennstädt vom 28. August 1816, der belegt, daß Goethe acht Jahre später dem Kanzler von Müller keinen Bären aufgebunden hat.

die distanzierte Verwunderung Goethes gegenüber dem, was es im Menschlichen auch gab und was zu respektieren er in diesem Fall nicht umhinkam.

Aus einem Brief Goethes an Langermann vom 2. Oktober 1824 wissen wir, wie hoch er den stoischen Gleichmut des Freundes und die Art seines Todes schätzte, wie er sie bilanzierte mit den Wunderlichkeiten des zu Lebzeiten selbst bei seinen Freunden gefürchteten Mannes. Offenkundig schickt er dem Adressaten seine Übersetzung des Arztberichtes: *Lassen Sie zunächst das Blatt nur den Freunden sehen, damit es nicht voreilig ins Publikum trete. Zwar ehrt es unsern abgeschiedenen Freund, indem es desselben Willkür und Charakter zugleich vollkommen darstellt. Und freilich wer dem Tod mit solcher Gleichgültigkeit entgegensieht, der darf wohl auch etwas wunderbarlich leben.* Und nicht gleichgültig ist, daß er dem Adressaten Grüße an Zelter aufträgt, der dem abgeschiedenen Wolf immer den Respekt entgegengebracht hatte, den der Komplex von Leistung und Sonderlichkeit abzunötigen vermochte. Goethe betont den Grußauftrag für Zelter mit der letzten Bestätigung des Freundes auch darin, er habe sich *immer seiner Pietät gegen den Abgeschiedenen gefreut* . . . Die Tiefe der Menschenkenntnis und den Realismus der menschlichen Würdigungen Zelters hat Goethe immer in hohem Maße anerkannt und für sich angeeignet; es war dies ein wesentliches Moment dieser letzten und, trotz Schiller, schönsten Freundschaft Goethes.

Das Hohelied der Rezeption

Die *Produktionsästhetik* bevorzugt den Autor gegenüber dem, für den er tätig zu sein vielleicht nur vorgibt, während er ganz seiner eigenen Notwendigkeit folgt. Jeder Hörer, Betrachter, Leser hinkt weit hinter dem her, was im Angebotenen steckt. Die *Rezeptionsästhetik* begünstigt den Empfänger und macht den Autor zu dem armen Anstifter, der nur seine Geschichte kennt, während jeder spätere Leser dazu noch die Geschichte der Geschichte kennt – mehr noch: sie um sein Stück weiterführt für alle, die nach ihm seine Geschichte mit der Geschichte jener erzählten Geschichte kennen werden.

Zwischen den beiden Übertreibungen gibt es offenbar keinen Mittelweg. Und das ist gut so, bietet aber auch das Vergnügen an allem Spott über die vermeintlichen Eigentümer der jeweils doch nur klassischen oder romantischen Einseitigkeit.

Der Philologe zeigt sein handwerkliches Können am glänzendsten, wenn er die Hermeneutik verachtet. Gelegentlich gelingt ihm wirklich der Zugriff auf den Autor und damit der Nachweis, daß alle Rezeption schmachlich versagt hat, etwas wahrzunehmen, was plötzlich auf der offenen Hand zu liegen scheint.

Albrecht Schöne hat vor nicht langer Zeit ein Kabinettstück dieser Art an Goethes *Kleinpos – Idylle oder Elegie* – »Alexis und Dora« vorgeführt und im Bewußtsein des geglückten Schlüsselbundes zwei Jahrhunderte einer als unaufmerksam diskreditierten Rezeption verhöhnt – einschließlich der neueren Ästhetik, die ihr Vertrauen auf sie gesetzt hätte.

Das Ergebnis Schönes ist, kurz gesagt: Diese Elegie ist keine Idylle. Schillers einflußreiche Klassifikation zur naiven Unschuld hin, die den zur See gehenden Jüngling züchtig Abschied nehmen läßt von der eben erst zu dieser Rolle gefundenen Braut, scheitert an Goethes Symbolik von Orangen, Feigen und Myrtenzweigen. Die bislang bürgerliche Gartenszene wird zur handfesten Vereinigung der eben erst Liebenden, deren sofortige Trennung bei abgehendem Schiff die ungestillten Qualen des Liebhabers bedingen, der der Treue eines Mädchens nicht recht sicher zu sein vermag, dessen Verhalten in seiner eigenen Erfahrung von ungewöhnlicher Freizügigkeit gewesen wäre. Alexis ersehnt den Schiffbruch, damit die Delphine, die rettenden Menschenfreunde, ihn zu der Geliebten zurückbringen,

diese vielleicht gerade noch vom Vollzug der Treulosigkeit zurückzureißen.

Schöne hat das Rätsel gelöst, welches Goethe seinem Leser ausdrücklich ankündigt und aufgibt. Ein Vexierrätsel, wenn man jede Unterstellung für dubios hält, Goethe schon im Besitz psychoanalytischer Symbolik sein zu lassen und diese seinem Leser zuzumuten. Sicher ist, daß Generationen von Interpreten nicht erkannt haben, was zu erkennen war. Schöne zögert nicht, ihnen nachzusagen, sie hätten aus bürgerlicher Prüderie nicht wahrnehmen wollen, was sie hätten wahrnehmen können. Wirklich: können?

Der Philologe setzt voraus, daß jeder Zeit möglich *gewesen* sein muß, was ihm möglich *geworden* ist. Schlichtweg: durch etwas mehr Scharfsinn und etwas weniger verklemmte Befangenheit. Hatte man den Goethe, auf den alles ankommen sollte, so oberflächlich gelesen, so unaufmerksam abgehört, so leichtfertig nach Schiller rubriziert? Man gönnt Albrecht Schöne sein Vergnügen. Übersehen läßt sich freilich auch nicht, wie er mit der eigenen Unerschrockenheit kokettiert, mit der er die Probe aufs Unbürgerliche bestanden zu haben glaubt. Da ist er zu penetrant Zeitgenosse und läßt erkennen, daß er nicht nur tut, was ihm erst möglich geworden ist, sondern auch und erst recht, was nun zum Obligatorischen gehört.

Frage ist doch nicht nur, weshalb das Myrten-Rätsel so lange ungelöst geblieben war. Frage ist vielmehr und erst recht, weshalb Goethe an diesem Punkt und für dieses Zentrum seiner Elegie ein Rätsel von so kunstfertiger Vexation machen zu müssen glaubte. Waren nur die Rezipienten bürgerlich oder war es schon der Produzent? Ich fürchte, auch der Auflöser des Rätsels ist es noch. Zu sehr unterliegt er dem Zwang, etwas zu beweisen, was man nur zu beweisen hat, wenn es *mit Mühe kaum* erreicht wurde.

Angesichts eines überlebenden Vaters

»Die Leiden des jungen Werthers« sind, man darf es nicht für das Selbstverständliche halten, imaginäre Leiden. Es hat sich zu sehr festgesetzt, dort die Prägung eines Musters vorzufinden, das sich eine Jugendbewegung schuf, zur Poesie einer Praxis mit letalen Zügen wurde. Aber Goethe war es, der schon vorfand und sich in etwas einlebte, was ihm so gefährlich werden konnte, daß er es sich vom Leibe schaffen – und das hieß: schreiben – mußte. Alle Dichtung bis hin zur Elegie von Marienbad und danach ist für ihn Distanzgewinn. Und das kann grausam sein, muß es wohl sein. Im »Werther« hat es die Grausamkeit der Verleugnung der Realität jener »Größen«, auf die sich Gefühllichkeit und Empfindsamkeiten beziehen konnten. Die Aufdeckung ihrer imaginären Qualität als das Sichherausschreiben aus der flüchtigen Gefährdung.

Zum ersten Mal – und mit äußerster Mimikry – hat Goethe den Zeitgeist als das ihm Zusetzende parodiert. Gerade weil er das im gleichsam homöopathischen Verfahren tut, kommt er dem Zynismus näher als jemals danach. Dieser besteht darin, das Imaginäre durch Verstärkerwirkung »vorzuführen« und ihm dadurch die modische Faszination zur Aura zu machen. Goethe, selbst auf der Flucht mit dem uneinholbaren Vorsprung, läßt die anderen sitzen. Überläßt sie dem Lebensüberdruß aus der Ansichtigkeit des Imaginären, der Verlierbarkeit des Spiels an den Ernst. Diese Verstärkung ist das Gegenteil von Aufklärung – und es darf nicht verschwiegen werden, daß es dasselbe Verfahren ist, das die Aufklärer aus Lust am literarisch-ästhetischen Mitteln ihrer »Mission« nur zu oft zu Zynikern gemacht hat. Der Zyniker läßt nicht erkennen, daß es ihm vor allem darum geht, mit der gewonnenen Befreiung für sich überleben zu können. Das war der Fall auch Goethes mit dem »Werther«.

Es war nicht das einzige Mal. Es gibt Indizien, die sich dadurch illuminieren, daß ein anderer sich an ihnen erkennt. Ein Indiz läßt sich benennen; es heißt: Trostunbedürftigkeit.

Im Juni 1948 holt Gottfried Benn aus seiner Bibliothek einen Band Eckermann und sieht in dessen Beleuchtung *von neuem den unfasslichen grandiosen rätselhaften alten G.* Es ist ein Jahr, bevor der zweihundertste Geburtstag Goethes zu begehen sein wird; aber man weiß, daß Benn nicht zu denen gehört, die sich auf eine Festrede vorzu-

bereiten hätten. Doch genügt eben ein Satz des jedem feiernden Sinn Abholden, um alles auszuspielen, was im Jahr darauf gesagt werden konnte. Es ist ein Satz, der eine eigene Erfahrung feststellt, eine Erfahrung, die das Sinngebende jeder ästhetischen Einlassung sein muß: *Es giebt ja keine Bemerkung über ihn, die nicht erregend wäre.*¹ Was setzt das bei einem so wesentlich Unerregenden wie Goethe voraus! Hier bezieht es sich auf Eckermanns Rückkehr von der Italienreise, die er 1830 mit Goethes Sohn angetreten hatte, von der er allein zurückkam, schon überholt von der Nachricht des Todes Augusts nach der Trennung. Eckermann hatte erwartet, einen gebrochenen Greis anzutreffen, voll Resignation und Vorwurf. Aber er wird gefaßt und heiter empfangen, des Sohnes mit keiner Silbe erwähnt. Eckermann ist betroffen, und er begründet seine Fehlerwartung damit, daß *wir dachten, er empfände wie wir.* Was Eckermann nicht glauben kann, ist, daß Goethe diese ›Strecke‹ der Empfindung schon hinter sich haben konnte. Die Szene gilt weithin auch der Biographik als Höhepunkt der wahrnehmbaren Kälte und Fühllosigkeit des Olympiers, der seine Leidenschaft nicht zu erringen brauchte. Auch scheiden sich die Epochen an der Entscheidung über das Recht des Individuums, seinen Empfindungen hemmungslosen, sogar zur Expression verpflichteten Ausdruck zu geben und damit die doch immer nur mäßiger Beteiligten in einen Strudel der Emotion aus Pflicht hineinzuziehen, Lawinen der Heuchelei auslösend. Goethe wollte das trostbedürftige Wesen nicht sein. Er konnte die Voraussetzung nicht ertragen, die beanspruchen läßt, den anderen unglaubwürdig vor sich zu sehen und in seiner Dienstleistung den Zweifel, ob es nicht gerade darauf angelegt gewesen sein könnte, mehr zu verlangen als gegeben werden kann. Dieses Mitreflektieren der Unmöglichkeit der Identifikation macht die Distanz des Zynikers aus; er läßt es nicht darauf ankommen, in den Strudel der Kompassion zu geraten.

Darum ist es Benn seit dem »Morgue«-Zyklus selbst gegangen. Nur daß der Arzt im phänomenal scheußlichsten Grenzfeld der Medizin die Legitimation auf seiner Seite glaubte, sich Distanz auch mit dem Mittel der absoluten Expressivität zu verschaffen – er hatte professionell zu sein, was der todbetroffene Vater aus keinem Amt ableiten konnte – aus nichts anderem als aus der Pflicht der Selbsterhaltung.

¹ An Oelze, 15. Juni 1948; Gottfried Benn, Briefe, edd. Steinhagen/Schröder. Wiesbaden und München 1979, Band II/1, 138.